

Pressespiegel

„Endstation Sehnsucht“

Darmstädter Echo vom 17. 12. 07

Melodram im Puppenhaus

Von Johannes Breckner

DARMSTADT. Ein Leben wird besichtigt. Blanche besucht ihre Schwester Stella, aber zuerst einmal führt deren Nachbarin Eunice das Haus vor. Als Puppenheim steigt es wundersam auf aus den Tiefen der leeren Bühne, und wie kleine Mädchen liegen die Frauen auf dem Bauch davor und lassen im Dialog mit verstellter Stimme zwei Barbie-Figuren das Innenleben erkunden. Der Zuschauer ist per Video-Übertragung dabei, denn im Puppenhaus ist eine Kamera, die zwischen den beiden Figuren sogar hin- und herschwenkt.

Es dürfte eine ziemliche Tüftelei gewesen sein, bis das funktionierte, und die Idee klingt ja auch reichlich verspielt. Aber sie ist ein guter Einstieg in Jens Poths Darmstädter Inszenierung von „Endstation Sehnsucht“. Der junge Regisseur, der nach mehreren Arbeiten auf der Werkstattbühne und in den Kammerspielen erstmals im Kleinen Haus des Staatstheaters Regie führt, markiert mit diesem Prolog die Perspektiven, die den Abend bestimmen werden. Blanche blickt von außen auf Stellas Existenz, deren kleinbürgerliche Zufriedenheit sie verachtet; zugleich aber bezieht Poth den Blick des Zuschauers ein auf dieses Beispiel psychologischer Verstrickung, das sechzig Jahre nach der Uraufführung des Tennessee-Williams-Klassikers an Originalität gewiss eingebüßt hat. Auch wenn das Puppenhaus wieder verschwunden ist und sich kleine Zimmer auf die Bühne gesenkt haben, mit denen die Ausstatterin Svea Kossack die Enge der Lebensverhältnisse zeigt, bleibt der modellhafte Charakter erhalten. Die Spielflächen sind kleine Inseln naturalistischer Darstellung, im großen Bühnenraum dagegen bewegen sich die Figuren wie fremdbewegte Modelle auf geometrisch vorgezeichneten Bahnen, als müsse das Verhängnis unaufhaltsam voranschreiten, geheimnisvoll angetrieben durch die im unerbittlichen Rhythmus vorwärtstreibende Musik von Wendelin Hejny.

So geht die Inszenierung behutsam auf Distanz zum Stück, das bei aller Genauigkeit dem Text gegenüber witzig verfremdet wird. Auf der Autokino-Leinwand im Hintergrund erscheinen bisweilen ironische Kommentare, und wenn Stellas machohafter Gatte Stanley sich mit seinen Kumpels trifft, wird nicht etwa gepokert. Die feinsinnigen Herren machen Musik, was Gelegenheit bietet zu sehr hübschen Auftritten von Andreas Manz mit Banjo und Mundharmonika, wozu Gerd K. Wölfle ziemlich witzig auf dem Waschpulvereimer trommelt.

Zugleich aber erreicht Poth eine bemerkenswerte Präzision in den Porträts seiner Figuren, die zwar karikierend überzeichnet sind, aber die Wurzeln menschlicher Not nicht verlieren. Dann wieder fährt ihnen das Modellhafte buchstäblich in die Glieder, und plötzlich sehen sie aus wie Puppen im Spielzeughaus. Zwischen so drastischer Zuspitzung, Witz und Tragödie balanciert diese mit langem Beifall und einigen Bravos aufgenommene Inszenierung sehr geschickt.

Wie mit einem Ausrufezeichen beginnt Poths Inszenierung, und der Regisseur scheut sich auch nicht vor einem melodramatisch aufgeladenen Ende, wie es diesem Stück nicht schlecht steht. Das ist ein mit kräftig stilisierender Handschrift gezeichneter Rahmen, in dem die Schauspieler große Entfaltungsmöglichkeiten haben. Die von Gabriele Drechsel sehr intensiv gespielte Blanche ist anrührend vom ersten Augenblick an. Während Christina Kühnreich als Eunice ihre Akkordeonklänge melancholisch mit der Bühnenmusik verbindet, betritt Blanche unsicher die Szene, mit Schirm und Gummistiefeln ausgerüstet für den Gewitterregen, in dem sie aus dieser Welt, auch wieder entfernt werden wird. Auf wunderbare Weise gelingt es Drechsel, Sehnsucht und Enttäuschung in einem einzigen, bitteren Tonfall zusammenzufassen. Diese Blanche trotzt mit großer Geste der Demütigung, wenn sie sich an den Verlierertypen Mitch klammert. Und wenn Tino Lindenberg sich in dieser Rolle vom dämlichen

Muttersöhnchen in den miesen Typen verwandelt, spürt man neben dem Schmerz auch die Scham seines Opfers.

Das eigentlich überschaubare Geflecht der Hauptfiguren ist bemerkenswert genau beobachtet und auch atmosphärisch treffend beleuchtet. Mag sein, dass Stanley Kowalski keine Traumpartie ist, aber Maika Troscheit als Stella verteidigt ihren Lebensentwurf gegen die Vorwürfe der Schwester mit sympathischem Selbstbewusstsein. Anders als ihre Schwester hat diese Frau entschieden, was sie will: jenen Kowalski, der bei Leander Lichti kein dumpfer Kraftmeier ist, sondern ein lässiger Rollenspieler, der seinen Proletentypen parodiert, wenn er sich mit Achselschweiß parfümiert und durch die Wohnung turmt als der Affe, den Blanche in ihm zu erkennen meint.

Dazwischen geht es auf und ab im Rhythmus steiler Erregungskurven: Dass man dieses Stück wieder so direkt und packend auf die Bühne bringen kann, ist eine Überraschung in der Darmstädter Schauspielsaison.

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17. 12. 07

Prollige Krawallbrüder in obligatorischen Sportklamotten

Von Eva-Maria Magel

Schneewittchen in der Vorhölle: Jens Poth inszeniert Tennessee Williams „Endstation Sehnsucht am Staatstheater Darmstadt

Eigentlich spielt man ja in gewissen Kreisen heutzutage wieder Poker, wie bei Kowalskis zu Hause in den vierziger Jahren, aber weil das Singen auf der Schauspielbühne derzeit ungeheuer angesagt ist, und die Kartenbrüder in Kowalskis schäbigem Wohnzimmer, das in einem miesen Stadtviertel mit dem heuchlerischen Namen „Elysische Felder“ liegt, eben eine Laienband mit Tröte, Banjo, Bierfasstrommel und Rassel. Die Nacht singt ihre Lieder, in diesem Fall sind es Klassiker aus Blues und Jazz, obwohl man sich gar nicht so recht vorstellen kann, die prollige Bande in den obligatorischen Sportklamotten könne sie kennen. MTV würde man ihnen eher zutrauen.

Unter den vielen heterogenen Elementen, die Jens Poth in seine Inszenierung von Tennessee Williams' „Endstation Sehnsucht“ gepackt hat, ist dies das augenfälligste und fremdeste, dasjenige auch, das nun, im Kleinen Haus am Staatstheater Darmstadt, das Inszenierte immer wieder etwas zu laut in den Vordergrund rückt. Man wird zuweilen ärgerlich, wenn diese Krawallbrüder (Steve: Andreas Manz, Pablo: Gerd K. Wölfle, Mitch: Tino Lindenberg) auftauchen, denn ihre schräg musizierende Gegenwart bleibt unaufgelöst stehen wie die akkordeonspielende Eunice (Christina Kühnreich). Singende und Mampfende Schauspieler sind eben selten mehr als eine Modeerscheinung. Immerhin sorgen sie für eine Atempause.

Ansonsten nämlich sortiert sich alles aufs beste oder vielmehr gruseligste in dieser Vorhölle, die sich statt im New Orleans der vierziger Jahre in einem diffusen Hier und Jetzt ausbreitet, zwischen sozialem Wohnungsbau, schäbigen Träumen und schäbigen Leuten. Die Tragödie von Blanche, die bei Stella und ihrem Mann unterkriecht, weil sie ruiniert ist, bahnt sich ihren Weg wie eine Murre im Klickerspiel, man weiß das von Anfang an und schaut gebannt zu.

Sogar ein paar äußerst nichtssagende Videoschnickschnacks (Thorsten Greiner) kann man darüber vergessen; den ebenfalls sehr zeitgeistigen Regen sogar irgendwie verstehen, obwohl in diesen drei kurzen Stunden andauernd über die unerträgliche Hitze gejammert wird. Denn wenn Gabriele Drechsel als Blanche an der Endstation Sehnsucht aussteigt, im Bühnenregen, ganz in Weiß gekleidet, mit weißem Schirm und weißen Gummistiefeln zum dunklen Haar, ist sie ein höchst effektiv tragisches Schneewittchen - und das bleibt sie auch, durch hysterische Lach- und Weinanfälle, mädchenhaftes Getue und verruchte Tonlagen hindurch, bis der Psychiater sie abholt. Ihre Illusionen und auch ihr Schmerz sind der größte in all den kleinen Szenen, die in einem gewitzten Bühnenbild (Svea Kossack) aufscheinen, begleitet von einer Akustik aus Zikadengezirp und Donnergerollen: prügelnde Nachbarn und der prügelnde Schwager, eine Kloszene, die ausnahmsweise mal etwas über eine Figur verrät, statt nur Gag zu sein, und allerhand andere, zuweilen sekundenkurze, sinnfällige Bilder - bis hin zu der Vergewaltigung Blanchés durch Stanley, der Mitch assistiert. Der ganze Abend ein Puppenhaus, Barbiepuppen die Sehnsuchtsfiguren eines

Haufens Beschädigter. Mittendrin: Blanche, die sich standhaft weigert, realistisch zu sein: „Ich will Zauber!“, schreit sie. Und so, wie die Realitätstauglichen um diese absolute Hauptfigur herum aussehen, kann man sie verstehen: Der nur scheinbar harmlose Mitch (Tino Lindenberg), die oberflächliche, fleischlich-sinnliche Schwester Stella, die um den Erhalt ihres Lebens willen die Schwester opfert, und ihr Mann Stanley, der seine verhasste Schwägerin, die ihn mit ihrem Dünkel zur Weißglut treibt, vergewaltigt und damit endgültig ruiniert. Zwischen der handfesten Stella, die Maika Troscheit in allerhand aufreizenden Kleidchen hinlegt, und Gabriele Drechsel, die eindrucksvoll alle Facetten des armen Luders Blanche ausspielt, gibt Leander Lichti als Stanley mal den jungenhaften Tunichtgut und Brutalo, dann wieder traut man ihm die geistige Schlichtheit nicht so recht zu, die er vor allem gestisch ausspielen muss. Am Ende kann niemand mehr lachen, wenn Blanche im gleißenden Licht des Irrsinns verschwindet. Genau 60 Jahre nachdem Tennessee Williams sie erstmals auf die Bühne schickte, ist ihr Schmerz in dieser Darmstädter Inszenierung ganz frisch: Die Sehnsucht kennt eben keine Endstation.

Frankfurter Neue Presse vom 18. 12. 07

Lauter Lebenslügen

Von Markus Hladek

Jens Poth inszenierte Tennessee Williams' «Endstation Sehnsucht» am Staatstheater Darmstadt mutig, aber textnah.

Ganz schön wild für Darmstadt, urteilte eine Frankfurterin bei der Premiere. Was, abgesehen vom Gönnerhaften, so falsch nicht ist. Trotz des Verzichts auf Regie-Egotrips nimmt es sich besonders frech aus, wie Wendelin Hejny die von Williams gewollte Musikalisierung auf den Kopf stellt. «Endstation Sehnsucht» (1947) erzählt von den Lebenslügen der Blanche DuBois, die dem alten Herrenhaus der Familie nachtrauert und in New Orleans bei ihrer Schwester Stella und Stan Zuflucht suchen muss.

Schrammelnde Schauspieler grassieren heute. In Darmstadt funktionieren sie nicht nur, sie eröffnen neue Dimensionen. Stanley Kowalskis Pokerrunde mutiert bierflaschenploppend, in Prol-Kostümierung, von den amüsischen Bowlingspielern bei Williams zur Mini-Combo. Als solche rekapitulieren sie New Orleans und geben Stichwörter zum Geschehen. Trotz zurückgegelter Haare, Klimmzügen und aller Körperprotzerei (hat Stan nicht Stellas Hand in der Hose oder beschläft sie im Stehen, so ragt ihm bestimmt ein Mikrofon aus der Hose) gibt Leander Lichti den Stan nicht als puren Neanderthaler, sondern verspielter; Blanches Sonnenlampion macht ihn zum Sonnenkönig-Macho, zur Freiheitsstatue. Auch wettstreitet ein musikalischer Stan mit Blanche um das Musik-Privileg, forciert also die Vieldeutigkeiten. Williams war da allzu zeit- und ortsgebunden.

Svea Kossacks Bühnenbild mit dem versenkbaren Badezimmer in der Mitte und der schwebenden, gespaltenen Wohnung der Kowalskis (die zweite Wohnung wird hier zum Dach) ist Williams nahe, nur ohne die naturalistische Befangenheit.

Alle Eingriffe nimmt Poth umsichtig vor. Sein Puppenhaus-Modell eingangs bietet gegen das Herrenhaus-Idyll den heutigen Amerikanischen Traum vom US-Vorstadtleben auf. Mitch (Tino Lindenberg) wird nicht als Stans bester Freund eingeführt, sondern als besserer Dorftrottel. Der einzige große Textstrich erspart es Blanche (vibrierend vor Einfühlung: Gabriele Drechsel), auf der Bühne mit dem erstbesten Klinkenputzer anzubändeln. Züchtig stilisiert ihr Kostüm sie einmal zum altersflunkernden «Schoolgirl» mit Pigtail-Zöpfchen. Poth hält sich Blanche als eine Art spätgeborene Buddenbrook offen, die, weil sie nicht ohne Geld und Beschützer sein kann, sich die Illusion dessen zur Not mit Sex erkauft. Nur der

Irrenarzt und die Schwester, die die Dauerbaderin Blanche triefend ins Sanatorium verbringen, funktionieren schlecht. Nicht einmal als Todesengel sind ihre Partien Statistenfutter.

Eine gekonnte Inszenierung, die an die Wurzel rührt, wenn auf der Projektionswand die Pistole erscheint, mit der sich Blanchés schwuler Mann erschoss. Vielleicht ist Blanche ein Williams, der mit seiner Bildung und sexuellen Transgression gescheitert wäre. Poths Regie findet auch dafür das Bild.

Frankfurter Rundschau vom 17. 12. 07

Und dann machen sie ein bisschen Musik

Von Judith von Sternburg

Wie so oft ist es ausgerechnet der Aufwand, der die Dürftigkeit des Unterfangens auf den Präsentierteller stellt. Es scheint in Darmstadt zunächst, als könnte Christina Kühnreich als melancholisch-mürrische Nachbarin der Kowalskis zaubern. Erst lässt sie ein Puppenhaus auftauchen, dann von oben die Kowalskische 2-Zimmer-Bad-Wohnung einschweben (Ausstattung: Svea Kossack). Daraus entsteht aber nicht die Magie, die an Tennessee Williams' „Endstation Sehnsucht“ neben der Wahrheit und der Untröstlichkeit ihren Anteil hat. Vielmehr entsteht daraus lediglich das Entree für eine Aneinanderreihung von mit dem Stück lose verbundenen Regieeinfällen. Eine Rolle spielt dabei die Technik, nicht nur der Bühne, sondern auch der Videokamera, die gelegentlich an eine Leinwand wirft, was im Puppenhaus stattfindet, was Blanche im Spiegel sieht (sich selbst, na klar) oder eine Mondnacht. Auch Musik (von Wendelin Hejny) spielt eine Rolle. Sie ist eher allgemein gehalten, manches davon würde auch z. B. einen Krimi zieren.

Viel Arbeit steckte Regisseur Jens Poth offenbar in die Szene, in der die Männer bei Williams zocken, nun aber mit Banjo und Plastiktröte Countrymusik machen. Auch rülpfen sie der Reihe nach. Weniger sicht- und hörbar ist hingegen die Arbeit, die in die Frage gesteckt wurde, was für eine Geschichte erzählt wird und was das für Menschen sind, die zwischen Musik und Technik ihren Text unterbringen und die Bühne beleben müssen. Blanche und Stella, Gabriele Drechsel und Maika Troscheit, treten etwas derbe und alsbald keifend auf. Der berühmte Stanley Kowalski, Leander Lichti, orientiert sich hier anscheinend an der Comedy-Darstellung des Migranten von heute.

Jede Idee, Torte matschen, ins Mikro wispern, wird ausführlich gezeigt. So schön es ist, dass Theater manchmal wieder länger dauert als ein Fernsehfilm, so lang sind drei Stunden in diesem Falle.